

## Predigt über Apostelgeschichte 8,26-39

Wie fühlt es sich an, das schwarze Schaf zu sein? Das Problemkind? Der Sonderling? Wie fühlt es sich an, in den Augen der andern mit einem gewissen Makel behaftet zu sein? Abzuweichen von dem, was als normal und richtig gilt? Anders zu sein? Niemand weiß das wohl besser als das biblische Volk Gottes, Israel, dem das Anderssein von Anbeginn aufgetragen ist – mit all den Schmerzen, die dazugehören. So ist es zuerst zu Israel gesagt: „So spricht der Herr, der dich geschaffen hat, Jakob, und dich gemacht hat, Israel: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst, ich habe deinen Namen gerufen; du bist mein!“

„Fürchte dich nicht – du bist mein“ – das gilt um Christi willen aber auch all den andern, die mit diesem Gefühl leben, anders zu sein. Eine Art schwarzes Schaf in der Familie, ein bisschen bemitleidenswert, ein bisschen peinlich. Es gibt ja zahllose Möglichkeiten, wie es zu diesem Gefühl kommen kann. Der Sohn kennt es, der das Abitur nicht schafft, das alle seine Vettern und Kusinen doch mit Leichtigkeit bewältigt haben. Die Tochter, die, umzingelt von reizenden Nichten und Neffen, kinderlos bleibt. Die Mutter, die immer wieder an einer Depression leidet. Oder – hoffentlich nicht mehr unter uns – aber in mancher Familie doch immer noch: der schwule Schwager.

Man schmeißt sie ja nicht raus – man ist tolerant. Und doch gibt es in der inneren Sitzordnung der Familie allerhand Zeichen, die signalisieren: Du bist der arme Teufel unter uns. Derjenige, über den man besorgt spricht, wenn er nicht da ist. Oder leicht ironisch. Und der Betreffende oder die Betreffende wissen das natürlich, tragen es in sich herum: Ich bin diejenige, die den Erwartungen nicht so ganz entspricht. Das kann sehr wehtun. Sehr beschämend sein.

Und es ist ja leider wahr: Gerade christliche Familien, gerade christliche Gemeinden hatten und haben wohl immer noch ein großes Talent, diese feinen Unterschiede zu machen zwischen den Achtbaren und den etwas Anrühigen. Gerade diejenigen, die sehr genaue Vorstellungen von richtig und falsch haben, sind oft meisterlich darin, diejenigen zu stigmatisieren, die nicht so ganz in ihr Bild passen.

So ein Paradiesvogel wie Conchita Wurst wächst nicht auf einer christlichen Weide heran. Doch ihr muss man es lassen: Sie hat etwas dafür getan, das Anderssein in der Öffentlichkeit zu etablieren. Aber vielleicht ist das auch nicht so ganz das Wahre, wenn ein Mensch sein ganzes Leben damit zubringen muss, sein Anderssein zu inszenieren. Es ist doch wohl einfacher gemeint, Gottes Trostwort: „Fürchte dich nicht. Ich habe dich erlöst. Ich habe dich bei deinem Namen gerufen – du bist mein.“ Du musst dich nicht schämen, du musst dich auch nicht anstrengen – Gottes Ja gilt deinem Dasein und Sosein.

Wo diese Botschaft ankommt, muss es keinen inneren Stachel mehr geben und auch keine innere Besessenheit vom eigenen Anderssein. Wo diese Botschaft ankommt, darf einfach innerer Frieden sein.

Aber wer hat nun den Auftrag, diese Freudenbotschaft in die Welt zu bringen? Wer ist dazu bestimmt, den schwarzen Schafen, den Abweichenden und Beschämten den Stachel aus dem Herzen zu ziehen?

Ja – natürlich das sind wir, die Christen, die von der Versöhnung wissen. Wenn wir von Mission und Taufe am heutigen Sonntag hören, soll uns das klar werden: Es ist keine abstrakte Sache, Menschen zum Glauben zu führen und in die christliche Gemeinschaft aufzunehmen. Es geht dabei um nicht weniger als eine ganz reale Aufhebung aller Beschämung und Stigmatisierung – um das Ende der Furcht.

Davon erzählt unser heutiger Predigttext aus der Apostelgeschichte. Das ist eine lange Erzählung, die auf den ersten Blick wie eine wunderbare Missionsgeschichte klingt, aber in der Tiefe doch davon handelt, wie ein Christ einen innerlich einsamen, beschämten Menschen fröhlich macht:

*Ein Engel des Herrn aber redete Philippus an und sprach: Steh auf und geh gen Süden hinab auf dem Weg, der hinabführt von Jerusalem nach Gaza, da, wo die Wüste ist. Und er stand auf und ging. Da, ein Mann, ein Äthiopier, ein Eunuch, ein Mächtiger Kandakes, der Königin der Äthiopier, der Vorsteher ihres Schatzhauses war. Er war nach Jerusalem gekommen, um sich dort vor Gott zu verneigen. Jetzt kehrte er wieder heim. Er saß auf seinem Wagen und las den Propheten Jesaja. Da sprach der Geist zu Philippus: Geh hin und schließ dich diesem Wagen an. Da lief Philippus hinzu und hörte ihn Jesaja, den Propheten, lesen. Da sprach er: Verstehst du auch, was du liest? Der aber sprach: Wie könnte ich's denn, wenn keiner mir den Weg weist? Und er bat Philippus aufzusteigen und sich zu ihm zu setzen. Der Abschnitt der Schrift aber, den er soeben las, war dieser: „Wie ein Lamm ward er zur Schlachtung geführt. Und wie ein Schaf vor seinem Scherer verstummt, so öffnet er nicht seinen Mund. Durch seine Erniedrigung wurde hinweggenommen Gottes Verurteilung. Seine Sippe – wer wird davon erzählen, wo doch hinweggenommen von der Erde wird sein Leben?“ Da antwortete der Eunuch dem Philippus und sprach: Ich flehe dich an, von wem sagt der Prophet das, von sich selbst oder von jemand anderem? Da öffnete Philippus seinen Mund und, ausgehend von dieser Schriftstelle, verkündete er ihm die Heilsbotschaft Jesu. Wie sie aber den Weg dahinzogen, kamen sie an ein Wasser. Da sagte der Eunuch: Da, Wasser! Was hindert, dass ich getauft werde? Philippus aber sprach zu ihm: Wenn du Vertrauen hast aus ganzem Herzen, ist es erlaubt. Er aber antwortete und sprach: Ich vertraue, dass Jesus der Sohn Gottes ist, der Messias. Und er ließ den Wagen anhalten, und beide stiegen zum Wasser hinab, Philippus und der Eunuch, und er taufte ihn. Als sie aber aus dem Wasser stiegen, raffte der Geist des Herrn Philippus fort, so dass der Eunuch ihn nicht mehr sah; gerade darum aber setzte er voll Freude seinen Weg fort.*

„Der Kämmerer aus Mohrenland“ – steht in der Lutherbibel über dieser Geschichte. Das Wort „Eunuch“ taucht da gar nicht auf. „Eunuch“ ist der Lutherbibel einfach zu peinlich, ist Tabu – genauso Tabu, wie in vielen Familien lange das Wort „schwul“ war. Unaussprechlich sozusagen. Und daran merken wir schon, wie brisant die Geschichte ist: Denn im griechischen Text steht es doch wirklich: dieses peinliche Wort „Eunuch“ Da ist jemand unterwegs, der in den Augen der Andern mit einem beträchtlichen Makel behaftet ist, ein zeugungsunfähiger Mann. Ob und wie dunkelhäutig er ist, können wir gar nicht so genau wissen. Jedenfalls ist er südlich von Ägypten zu Hause, da, wo heute der Sudan liegt. Ins sogenannte Südland sind zu biblischer Zeit schon Juden eingewandert. So einer ist er, sonst wäre er nicht nach Jerusalem gefahren, sonst würde er nicht den Propheten studieren. Aber sollte ein Jude nun wirklich kein Eunuch sein? Das verbietet das Gesetz. Ein richtiger Jude opfert seine Zeugungsfähigkeit nicht. Dieser Mann hat es getan – für die Karriere, für die sehr hohe Stellung am Hof der Königin. Für so eine Stellung bei Hof war die Mannbarkeit der Preis. Nun ist er also Einer, der es einerseits weit gebracht hat und andererseits von den Seinen verachtet wird. Jemand, der seine Hoden verkauft hat – das ist ja vielleicht noch schlimmer als seine Seele zu verkaufen. „Ich bin ein Eunuch“ – wie ehrenvoll seine Stellung auch sein mag, tief innen mag er doch schwer daran tragen, sich selbst verurteilen, wie er von andern verurteilt wird. Vielleicht sucht er darum Trost in der Religion.

Auch Philippus, der Mann aus der christlichen Urgemeinde, hätte wohl mit leicht gerümpfter Nase an diesem reichen Eunuchen vorbeigesehen, wenn sie sich in Jerusalem begegnet wären. So ein Karriere-Heini ist doch kein Gesprächspartner für einen begeisterten Jesunachfolger.

Aber der Heilige Geist will diese Begegnung, die ja doch auch für den Philippus von Bedeutung ist. Der Engel des Herrn treibt ihn auf die verlassene Wüstenstraße, wo aus dem vornehmen Fremden ein ansprechbarer Mitmensch wird. Sieh da, er liest in der Heiligen Schrift: Verstehst du, was du liest? Das muss keine Lehrerfrage sein, nicht von oben herab gesagt sein. Der Text, den der Eunuch liest, ist ja wirklich schwer zu verstehen. Und bis heute wissen die Gelehrten nicht ganz genau, wer denn bei Jesaja nun gemeint ist mit dem Gottesknecht, dem Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird. Und von dem dann ein paar Verse weiter auch gesagt wird, dass es trotz allem leben und Nachkommen haben wird. Dass es das Licht schauen und die Fülle haben wird.

Wer ist gemeint? Der Prophet? Oder ganz Israel? Philippus hat noch eine andere Idee.

Er kennt den Menschensohn, der durch die tiefste Erniedrigung gegangen ist, der verloren schien und in dem Gott gerade so seine Herrlichkeit offenbart hat. Er kennt den Gottessohn, der sich selbst erniedrigt hat, damit niemand sich mehr niedrig fühlen muss. Philippus ist Zeuge seines Lichts und seiner Fülle. Zeuge eines neuen Lebens, dessen Zeichen die Taufe ist.

Das neue Leben, die neue Geburt – für den Mann auf dem Wagen bedeutet es, dass er nicht mehr jeden Morgen mit dem Bewusstsein aufwacht: Ich bin der Eunuch – ich bin das schwarze Schaf in der Gemeinde der Gesetzestreuen – ich bin der Nicht-Mann in der Gemeinschaft der Männer. Die Scham, das Stigma werden ihn nicht mehr beherrschen.

Er wird leben als einer, den Gott beim Namen ruft. Als einer, der zu Gottes Familie gehört so gut wie jeder andere. Als einer, den Gott gewollt und gemacht hat und der sein Stigma selbstbewusst tragen kann, weil er ja weiß, es verbindet ihn mit dem Lamm, das alle Verachtung der Welt auf sich nahm.

Fröhlich zieht er seine Straße, versöhnt mit sich und seinem Anderssein, versöhnt sogar mit der Last, die ihm sein Anderssein auferlegt.

Und dann darf Philippus, der Missionar, auch wieder verschwinden. Sein Auftrag war es, diesen Menschen mit sich zu versöhnen. Sein Auftrag war es nicht, ihn an sich zu binden oder ihm vorzuschreiben, wie er künftig zu leben hat.

Schenkt den Beschämten das Aufatmen, schenkt Freiheit, schenkt Versöhnung – das ist gemeint, wenn uns als Christen gesagt ist: Geht hin und lehrt und tauft.

Amen.